

Der Sandhase

Autor(en): **Loosli, C.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In den Stunden aber, in denen ein Stück unseres Herzens und ein Stück Zukunft starb, wird es uns dumpf und bang, und wir fragen uns selbst: Tut jeder an seiner statt, nur ein kleines, dem Mitmenschen soviel Liebes, dass ihn der Glaube an uns, an das Leben, an ein Glück und eine Sonne der Zukunft in dunklen Stunden zu stärken vermag?

ZÜRICH

CARL FRIEDRICH WIEGAND



DER SANDHASE

VON C. A. LOOSLI

Vor einigen Wochen war in den Blättern einer westschweizerischen Universitätsstadt im lokalen Teile zu lesen, dass der Präparator Dumirailles im Alter von achtundsechzig Jahren an einer Lungenentzündung eines plötzlichen Todes gestorben sei. Der alte Dumirailles, der Sandhase! denn so hatten ihn schon seit mehr als zwanzig Jahren die Studenten genannt. Dumirailles war ein kleines Männchen, dürr und grau, beweglich und schüchtern, der sich nie anders als nachlässig gekleidet auf der Straße zeigte und ungemein tüchtig in seinem Berufe war. Alles war grau an ihm, seine blinzelnden Augen, seine Gesichtsfarbe, seine Leibwäsche, sein viel zu weiter Rock, der an ihm herumbaumelte, als wäre er durch Gott weiß welchen Zufall vom Himmel herab auf das bewegliche Knochengestell gefallen und daran hängen geblieben, grau waren auch die zu kurzen und unten stets aufgefranst Hoschen, grau waren sogar die Bewegungen des kleinen Männchens. Seine schleichende Beweglichkeit und sein nervöses furchtsames Auffahren bei dem geringsten ungewohnten Geräusche und die graue Atmosphäre, die ihn auch im hellsten Sonnenschein zu umhüllen schien, hatten ihm wohl zu dem Spitznamen „Sandhase“ verholfen.

Seit Jahrzehnten war er Präparator am zoologischen Institut, und wer das Glück hatte, seine nähere Bekanntschaft zu machen, der erfuhr recht bald, dass ungemein viel in dem kleinen Männchen steckte.

Der Sandhase war ein großer Gelehrter, das wussten alle, die je mit ihm in dauernde Berührung kamen, aber dass er siebzehn Jahre Zuchthaus abgesessen hatte, das wussten auch seine nächsten Bekannten nicht, und als er jetzt, fern von seiner Heimat verschlagen und verschollen starb, da hat sich niemand daran erinnert, — er verschwand aus dem Leben, wie früher aus dem Laboratorium, ohne Geräusch und ohne Aufsehen zu erregen, mit jener kaninchenhaften Behendigkeit, die zur Hälfte aus Schreck und zur andern Hälfte aus Sprunggelenken besteht.

Zur Zeit, als wirklich brave Leute die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, dass es einmal ein nützliches Glied der Gesellschaft aus mir gebe, machte ich seine Bekanntschaft. Ich befand mich als blutjunger Fuchs eben auf jener Hochschule und gab mir allen Ernstes Mühe, in die Geheimnisse

der Naturwissenschaften einzudringen. Leider ohne großen Erfolg, denn ich war dazu entschieden zu dumm. Meine Lehrer und Komilitonen wollten das nie gelten lassen und behaupteten, wenn ich wirklich wollte, so würde ich schon können, ich sei nur ein verdammter Luftibus, der alles und jedes aus lauter Flüchtigkeit verpfusche; aber dem war nicht so, ich war einfach zu dumm.

Der einzige, der das zugab und erkannte, war eben unser Sandhase. Der wusste, wie es mit mir stand und half mir im Geheimen nach, förderte mich nach allen Kanten, aber es war nun einmal Hopfen und Malz an meinem Dickschädel verloren. Die Art und Weise, wie mir der Alte, der übrigens viel älter aussah, als er in Wirklichkeit war, ein bisschen methodische Wissenschaft beizubringen suchte, wird mir übrigens unvergesslich bleiben. Er war von Amtes wegen dazu verdammt, unsere praktischen Anfängerkurse ein wenig zu überwachen und uns beizustehen. In Wirklichkeit leitete er sie, ohne dass es jemand merkte und unser Professor war damit zufrieden; denn wer mit dem Sandhasen arbeitete, der lernte entschieden mehr als hätte er mit dem Chef selbst gearbeitet. Der Mann hatte eine merkwürdige Arbeitsphantasie und ein so umfassendes Wissen, dass ich eigentlich immer bedauert habe, ihn nicht vom Anfang bis zum frühen Ende meiner naturwissenschaftlichen Studienzeit als Lehrer gehabt zu haben. Ich hege nämlich die Überzeugung, dass ich nach einigen Jahren doch meine Examen hätte machen können. Aber der Sandhase dozierte nie, schien sich seines Wissens und Könnens überhaupt nicht bewusst zu sein, und wenn er, was selten genug geschah, einmal das Wort ergriff, um einen von uns auf einen Missgriff oder einen Vorteil in der Arbeit aufmerksam zu machen, dann geschah es immer in einem Tone der Unterwürfigkeit und so zögernd, als hätte er eine Entschuldigung vorzubringen. Er schien mit mir vom ersten Tage an Erbarmen zu haben. Von der ersten Minute an, wo ich das Laboratorium betrat, pirschte er sich an mich heran, um mir helfend zur Seite zu stehen. Zuerst bemerkte, oder besser gesagt, verstand ich ihn nicht. Aber ich habe mich noch immer rasch an Leute gewöhnt, die sich meiner Dummheit annahmen, und es ging gar nicht lange, so arbeitete ich überhaupt nur noch unter seiner unausgesprochenen Leitung. Dabei bildete sich eine ganz sonderbare Art von Arbeitskameradschaft zwischen uns beiden. Nach außen mochte es scheinen, als sei ich derjenige, der dem Alten neue Impulse mitteilte, so wusste er sich zu drücken und zu verbergen. Aber dafür konnte ich wirklich nichts, und wenn ich auch oft der Wahrheit die Ehre gab und laut und deutlich meinen Studiengenossen bekannte, dass mein ganzes Wissen im Kopfe des Sandhasen aufgespeichert sei, so glaubte das mir doch keiner. Und doch waren sie alle von seiner Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit überzeugt.

Aber bei dieser Arbeitskameradschaft blieb es, — es war nicht möglich, mit ihm intim zu werden, und wenn ich es schon oft versuchte, mit ihm anzubinden, so war es jedesmal, als zerfließe er in lauter Dunst und Nebel, — er war einfach unfassbar.

Als ich die Universität verließ, schenkte ich ihm ein Kistchen jener langen, höllisch schwarzen Zigarren, die er über alles liebte, und obwohl ich merkte, dass ihn mein Geschenk erfreute und obwohl ich das Gefühl hatte, er möchte mir noch etwas mehr sagen, als die halb gestammelte Dankesformel, gingen wir doch auseinander, ohne uns nähergetreten zu sein.

Einige Jahre später befand ich mich in Paris und war im Begriffe heimzukehren, als sich auf dem Boulevard Poissonnière ein alltäglicher kleiner Straßenunfall ereignete. Ein kleines Männchen war von einem Omnibus oder einem Automobil überfahren worden. Verletzt war das Männchen nicht, abgesehen vielleicht von einigen Beulen und Schrammen geringer Bedeutung, — aber rat- und hilflos. Wenn in Paris jemand überfahren wird, so muss er sich zunächst legitimieren, beim Überfahrenden ist das nicht nötig. Und nun lief ich gerade dazu, wie sich der Sandhase — ich erkannte ihn augenblicklich — legitimieren sollte und es nicht vermochte. Da griff ich ein, gab dem *Sergeot*, dem Schutzmann, meine Adresse, packte den kleinen Mann unter dem Arm und führte ihn — er hinkte ein wenig — in die nächste Apotheke, wo ihm seine Schrammen ausgewaschen und verbunden wurden. Er hatte mich sofort wieder erkannt und ließ alles mit sich geschehen. Gesprochen zwar hatte er noch kein Wort, und erst als wir in der Apotheke fertig waren und das unvermeidliche Protokoll legalisiert und unterzeichnet war, stammelte er einen banalen Dank. Banal, in dem was er sagte, aber zum ersten Male seit unserer Bekanntschaft schien es mir, als hätten seine matten Äuglein ein wenig geschimmert. Ich fragte ihn, ob ich ihn nach seiner Wohnung führen sollte, und da er darauf erwiderte, er komme eben von dort und sei auf dem Wege zum Essen gewesen, lud ich ihn ohne weiteres ein und er nahm an, offenbar befürchtend, mich durch eine Absage zu verstimmen. Mir machte es große Freude, dass ich ihm hatte nützlich sein dürfen, und ich war ordentlich aufgeräumt, als wir uns in einer verborgenen Ecke eines Boulevardrestaurants niederließen. Gespeist hatten wir bald; da nötigte ich ihn, noch eine Flasche Wein mit mir zu trinken, und nach und nach taute er auf und nahm sozusagen feste Gestalt an. Er befand sich während der Ferien in Paris, arbeitete, ich weiß nicht mehr in welchem Laboratorium der Hauptstadt, und von da an sahen wir uns ziemlich oft und plauderten zusammen. Das heißt, meist plauderte ich, aber nach und nach, und bruchstückweise habe ich dann doch des Alten Geschichte erfahren, und die ist abenteuerlich genug, um den alten Satz zu erhärten, dass kein Dichter soviel Phantasie und Erfindungskraft hat, wie eben das banale Leben.

Ich erfuhr, dass Dumirailles gegen die Mitte der sechziger Jahre, als vierundzwanzigjähriger junger Mann in Paris mit den höchsten Auszeichnungen zum Doktor *ès sciences* promoviert worden war und dass er sich schon während seiner Studienzeit durch hervorragende Forschungen auf dem besonderen Gebiete der Toxikologie in solchem Maße hervorgetan hatte, dass er, als zweiundzwanzigjähriger Student den großen Chemiepreis der Akademie der Wissenschaften erwarb. Er hatte in den meisten Gebieten der Naturwissenschaft nicht nur im Vorbeigehen gewildert, sondern eigentliche und tiefgründige Studien betrieben, so auch besonders auf dem Gebiete der Physiologie und der Chirurgie. Was ihn damals besonders interessierte und woran er seine ganze Tatkraft setzte, war, ein Betäubungsmittel zu erfinden, welches den Äther und das damals noch wenig gebräuchliche Chloroform übertreffen sollte. Denn beide waren gefährlich, beide zeitigten recht oft üble Nachwirkungen. Einen Menschen in eine beliebig andauernde Lethargie versetzen, welche gestatten würde, ihn nicht nur während der Operation des Bewusstseins und des Empfindungsvermögens zu berauben, sondern ihn auch im Zustande der vollkommenen Bewegungslosigkeit gründ-

lich auszuheilen, dieses Ziel hatte sich Dumirailles gesetzt und ruhte nicht, bis er die Lösung hatte. Jawohl, bis er die Lösung hatte! Denn eines schönen Tages stellte Dumirailles ein Destillat her, es war eine etwas bläuliche, aber kristallhelle Flüssigkeit, welche subkutan in der Gegend des untern Rückgrates angewendet, den Patienten in den Zustand blitzschnell eintretender Lethargie versetzte und ihn nicht bloß empfindungs- und besinnungslos machte, sondern seine vitalen Funktionen, wie die der Atmungsorgane und des Herzens, auf ein Minimum, dem Auge des oberflächlichen Fachmannes sogar nicht ohne weiteres erkennbar, einschränkte. Der Zustand dieses künstlichen Scheintodes dauerte solange an, als die erste Einspritzung nicht durch eine zweite, an der gleichen Stelle angewandt, neutralisiert wurde. Die Tierversuche, welche Dumirailles vorgenommen hatte, ließen keinen Zweifel mehr an der Bedeutung und der praktischen Brauchbarkeit der Erfindung aufkommen. Aber Dumirailles gab sich damit nicht zufrieden, er wollte seiner Sache ganz sicher sein, und zu diesem Zwecke musste er auf Menschen experimentieren. Und das war für einen jungen Gelehrten, der über wenig Mittel verfügte und ausserdem an keinem öffentlichen Institute tätig sein konnte, ungemein schwer.

Zu jener Zeit hatte er eine Geliebte. Eine kleine Grisette, in die er sterblich verliebt war und welche, ohne übrigens viel davon zu verstehen, an seinen Arbeiten innigen Anteil nahm. Und als er nach wochenlanger Unruhe und bitterem Ärger ihr eines Tages anvertraute, was ihn drückte, da rief das wackere Mädchen fröhlich:

„Mein Gott, warum hast du mir das nicht viel früher gesagt? Wenn's nur das ist, so verwende doch mich, ich halte dir schon stille!“

Dumirailles wollte davon nichts hören. Da meinte die Kleine:

„Weißt du wirklich, dass damit nichts böses geschehen kann, dann darfst du es an mir doch gewiss probieren. Und wenn du's nicht darfst, dann ist das eben ein Zeichen, dass du deiner Sache nicht sicher bist.“

„Ich bin aber sicher!“ antwortete er im Tone der tiefsten Überzeugung.

„Nun, also“

Es vergingen noch einige Wochen, aber schließlich siegte in Dumirailles der Gelehrte über den Liebhaber und dann, Jeanette war einfach unabtreiblich, — er wagte das Experiment. Es gelang vollständig. Die Lethargie dauerte sechs Stunden, dann wurde sie durch die neutralisierende Einspritzung aufgehoben. Jeanette versicherte, ihr sei noch nie so wohl gewesen und sie hatte auch nicht den geringsten Schaden erlitten.

Aber Dumirailles gab sich nicht zufrieden. Er musste gründlicher als das erste Mal, wo ihn eine gewisse ängstliche Beklemmung daran verhindert hatte, die Wirkungen seines Präparates studieren.

Und Jeanette gab sich bereitwillig zu den Experimenten her. Eines Tages, Dumirailles hatte rasch einen Ausgang besorgt und Jeanette lag in seiner Wohnung in künstlicher Lethargie, wurde er auf dem Wege verhaftet und eingesperrt. Er stand unter der Anklage, seine Geliebte vorsätzlicher Weise vergiftet zu haben. In seiner Abwesenheit war der Kaminkehrer, oder der Hausmeister, oder weiß Gott wer in seine Wohnung eingedrungen, hatte die scheinbare Leiche gesehen und der Polizei Meldung erstattet. Zur gleichen Zeit, als sich die Gefängnistüre hinter Dumirailles schloss, wurde Jeanette in die Morgue überführt und am andern Tage schon gerichtsärztlich sezirt und eine Vergiftung durch ein alkalisches Gift wissenschaftlich festgestellt.

Als Dumirailles verhört wurde, war die Autopsie vorbei und seine Erklärungen wurden mit ungläubigem Lächeln aufgenommen. Er verlangte die Leiche zu sehen und machte sich anheischig, durch eine Einspritzung ihr Leben wieder zu entfachen. Man konfrontierte ihn freilich mit der Leiche, aber die Gerichtsärzte hatten bei der Autopsie den Körper geöffnet, die Blutgefäße zerschnitten, — Jeanette war wirklich und wahrhaftig tot.

Dumirailles wurde vom Schwurgerichte des achten Bezirkes des vorsätzlichen Mordes an seiner Geliebten schuldig erklärt, und nur dem Umstande, dass die Richter einige Zweifel ans einer Zurechnungsfähigkeit hatten, verdankte er es, dass er nicht der Guillotine ausgeliefert wurde, sondern mit siebzehn Jahren Bagno in Cayenne davonkam.

Als er die langen Jahre seiner Strafe abgebüßt hatte, ließ er sich, unbekannt und unscheinbar, in der Schweiz nieder und kriegte eine Stelle als Laboratoriumsgehilfe an der Universität.

An seiner Erfindung hat er nie wieder gerührt und nun hat er wohl sein Geheimnis, das der größte Erfolg und das größte Unglück seines Lebens war, mit ins Grab genommen, der unscheinbare Sandhase.



OFFNER HIMMEL

Flocken stöbern um die kahlen Linden,
Und die Glocke tönt mit fremdem Schall,
Und die spitzen Kirchentürme schwinden,
Eingekreist, im weiß verwirrten All . . .

In dem Fall der losen Wirbelschwärme
Dämpft sich jeder Laut vor meinem Haus.
Ach! Im seltsam taub gewordenen Lärme
Schreit' ich abends in den Schnee hinaus.

Meine Blicke dringen hoch ins Klare!
Scharfer Frost pflügt mit der scharfen Schar.
Die vom Wind zerteilten kalten Jahre
Gießen ihren Sternschein auf mein Haar.

Reisend mit den Segeln ausgeschneiter
Wolken schwingt mein Herz sich weltenweit,
Grüßt der Winterhimmel, hoch und heiter,
Greif ich, Erde, deine Seligkeit!

CARL FRIEDRICH WIEGAND